Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3983.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (1gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 437. **Donnerstag** den 28. August 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. August.

Wenn die **Socialdemokraten** als überzeugte Republikaner bei dem Besuche einer fürstlichen Persönlichkeit in Deutschland kein Wort der Begrüßung fänden, so ließe sich dies verstehen und ertragen. Wenn aber das socialistische Centralorgan am Tage der Ankunft des **Königs von Italien** sich, und zwar gleich an zwei Stellen, im politischen und im localen Theile, an ausgesuchten Roheiten ergötzt, so ist das doch etwas zu stark. Es sei hier folgende Blüthenlese aus den Artikeln des „Vorwärts" wiedergegeben: „Die Mitglieder der Kriegervereine und der Innungen haben ihre Sonntagsröcke ausgebürstet und ihre Cylinder aufbügeln lassen; die officiellen Vertreter des Berliner Stadtfreisinns haben ihre werthen Rücken im Krümmen geübt und ihnen den letzten Rest etwaiger Steifheit genommen ... Auf des Kaisers Wunsch wird das liberale Berlin dem dynastischen Feste die schaulustige Menge stellen." Dann ist weiter von dem „hohlen Gejubel interessirter Byzantiner" und von den „Narren, die im Schaugepränge sich berauschen", die Rede. Und zum Schlusse heißt es: „Unbetheiligt am glitzernden Firlefanz, in dem würdelose Byzantiner höfische Besuchsfeiern anzuputzen, wirken die Völker Italiens und Deutschlands am internationalen gemeinsamen Werke wahrhaftiger Friedensschaffung." In der Schlußbemerkung tritt neben der Rohheit wieder einmal die echt socialdemokratische Anmaßung in die Erscheinung. „Die Völker Italiens und Deutschlands", das sind für den „Vorwärts" natürlich nicht die Millionen von Staatsbürgern, die, einerlei ob conservativ oder fortschrittlich, diesseits und jenseits der Alpen an der Begegnung frohen Antheil nehmen, sondern es sind einzig und allein die Anhänger der socialdemokratischen Partei. Alle Anderen sind Menschen zweiter Classe, die vom „Volke" ausgeschlossen sind. Wie lächerlich im Uebrigen der Vorwurf des Byzantinerthums in diesem Falle ist, geht wohl schon daraus hervor, daß die „Freisinn. Ztg." des Herrn Eugen Richter dem König von Italien einen langen und sehr herzlich gehaltenen Leitartikel widmet. Man kann gewiß und mit gutem Recht an Herrn Richter viel auszusetzen haben, aber den Vorwurf byzantinischer Gesinnung hat ihm sicherlich noch Niemand machen dürfen. Dieser Fall zeigt eben wiederum, welche tiefe Kluft alle bürgerlichen Parteien, auch diejenigen demokratischer Tendenz, von der jede nicht nur nationale, sondern, wie hier, auch menschlich-gastfreundliche Gesinnung rücksichtslos mit Füßen tretenden Socialdemokratie trennt.

Dem bevorstehenden **Kaiserbesuche in Posen** hat noch etwas Störenderes als das demonstrative Fernbleiben des polnischen Adels gedroht, nämlich **Fleischmangel**. Dem Eintritte dieses Mangels ist nun zwar infolge einer Conferenz, die am Montag in Berlin zwischen dem preußischen Landwirthschaftsminister, dem Oberbürgermeister Wittig und dem Stadtverordnetenvorsteher Justizrath Lewinski aus Posen und einigen anderen Herren stattfand, vorgebeugt worden, aber der Verlauf dieser Conferenz, über die Justizrath Lewinski im „Pos. Tageblatt" berichtet, ist von viel zu allgemeinem Interesse, als daß sie lediglich der Betrachtung der in Posen erscheinenden Blätter überlassen werden dürfte. **Der Bericht lautet nämlich:**

Der Minister wandte der Angelegenheit ein sehr reges Interesse zu und erklärte von vornherein, daß er es für eine Pflicht der Landwirthschaft erachte, die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln in die Hand zu nehmen und dafür zu sorgen, daß an keiner Stelle der Monarchie ungewöhnliche Störungen in der regelmäßigen Ernährung einträten.

Der Oberbürgermeister wies an der Hand genauen statistischen Materials nach, in wie besorgnißerregender Weise die Fleischpreise allmählich und ganz besonders in den letzten 6 Wochen in Posen in die Höhe gegangen seien, auch daß man sich der Befürchtung nicht entschlagen könne, daß die große Menschenansammlung während der Kaisertage noch unhaltbarere Zustände hervorrufen könne.

Der Vorsitzende der Landwirthschaftskammer, Herr von Born-Fallois, der vom Minister zu dieser Conferenz zugezogen war, zeigte durch Vorlegung der Bromberger Marktpreise, daß eine nicht unwesentliche Differenz der Preise zu Ungunsten von Posen vorliege und daß die allseits als sehr hoch bezeichneten Posener Preise wohl hauptsächlich nur eine locale Erscheinung wären, die auf Speculation zurückzuführen seien.

Demgegenüber ergab die Berechnung der städtischen Vertreter, daß die Posener Fleischpreise mit den Viehpreisen am Posener Viehmarkte in verhältnißmäßigem Einklang ständen und daß der Verdienst der Fleischer, angesichts der hohen Viehpreise, kein abnormer sein könne.

Der Minister erklärte, daß, so sehr er auch bereit sei, alles zu thun, um dem Uebelstande abzuhelfen, er doch dem Wunsche der Stadt Posen, auf Oeffnung der Grenze behufs Einführung von russischen oder galizischen Schweinen, nicht entsprechen könne. Einmal würde dies schon aus technischen Gründen in der kurzen Zeit nicht ausführbar sein, da hierzu Einrichtungen gehörten, welche nicht so schnell beschafft werden können. Dann aber legte der Minister eine Statistik der letzten Jahre vor, aus welcher sich allerdings ergab, daß seit Einführung der strengen Sperrmaßregeln die Viehseuchen in unserer Landwirthschaft in stammenswerther Weise abgenommen haben, und wies auf den außerordentlich großen Verlust am Nationalvermögen hin, welcher durch diese Seuchen herbeigeführt werde. Es hieße das ganze Werk gefährden, wenn das eingeschlagene Princip durchbrochen werden würde, da selbst die Uebertragung von Krankheiten durch geschlachtetes Fleisch keineswegs ausgeschlossen sei. Dagegen habe er sich bereits mit dem Leiter der Viehcentrale, Oberamtmann Ring-Dippel, in Verbindung gesetzt, welcher es für möglich erachtet habe, das in anderen Gegenden in reichlichem Maße vorhandene Vieh nach Posen zu lenken, um die Stadt vor Verlegenheiten zu bewahren.

Die Conferenz endete damit, daß der anwesende Herr Oberamtmann Ring sich bereit erklärte, auf Erfordern des Magistrats täglich jede gewünschte Quantität Schweine und sonstiges Vieh nach Posen zu schaffen, und zwar zu einem Preise, welcher erheblich geringer ist als der gegenwärtige Posener Marktpreis. Für den Fall, daß diese Transporte auf dem offenen Markte keine Abnahme finden sollten, würde der Magistrat für eigene Rechnung solche übernehmen, durch eigene Schlächter schlachten lassen und zum Verkauf stellen können.

Dieser Ausweg wurde für den gegenwärtigen Augenblick von den städtischen Vertretern als hinreichend bezeichnet, um die Gefahr einer ungenügenden Fleischversorgung für die Kaisertage zu beseitigen und einer ungesunden Speculation, gleichviel ob solche auf Seiten der Landwirthe oder der Fleischer zu suchen sei, im Interesse der consumirenden Bevölkerung entgegen zu treten. Es ist darnach zu hoffen, daß wir schon in den nächsten Tagen mit einem Rückgange der Preise werden zu rechnen haben. Von Interesse dürfte auch die Thatsache sein, daß im letzten Etatsjahre (1901/1902) auf dem Posener Schlachthofe 6211 Schweine weniger geschlachtet wurden, was einem Minderprocentsatz von 17,35 entspricht und einem Rückgang des Gesammtconsums an frischem Fleisch um 3 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung.

Das ist ja wunderbar! Posen litt im ganzen letzten Etatsjahr Mangel an Schweinefleisch, in den Kaisertagen drohte dieser Mangel noch empfindlicher zu werden, und nun ist plötzlich Herr Oberamtmann Ring-Dippel, der Leiter der Viehcentrale, in der Lage, das in anderen Gegenden „in reichlichem Maße" vorhandene Vieh nach Posen zu lenken, und zwar zu einem Preise, der erheblich geringer ist, als der gegenwärtige Posener Marktpreis. Da wirft sich denn doch von selbst die Frage auf, wer hat denn das in anderen Gegenden „reichlich vorhandene" Vieh bisher von dem Posener Markte ferngehalten? Und da überall aus Nord-, Ost-, West-, Mittel- und Süddeutschland gemeldet wird, daß die Fleischer wegen Mangels an Schweinen die Preise für Schweinefleisch und für Fabrikate aus solchem zu erhöhen gezwungen seien, so schließt sich der ersten die zweite Frage an, wo steckt denn eigentlich das „in anderen Gegenden reichlich vorhandene" Vieh und aus welchen Gründen wird es vom Markt ferngehalten? Das ist denn doch wohl eine Frage, die den preußischen Landwirthschaftsminister ebenso interessiren müßte, wie die Frage der Fleischversorgung Posens während der Kaisertage. Und nicht den preußischen Landwirthschaftsminister und seine preußischen Collegen allein, sondern alle Regierungen im Reiche, das immer höhere Ansprüche an die Einzelstaaten und an ihre Steuerzahler stellt und dessen Lenker also doch auch die Pflicht haben, den Gründen, die diesen Steuerzahlern den Fleischconsum erschweren und vertheuern, nachzuforschen und auf Mittel zu ihrer Beseitigung zu denken.

Eine Meldung des Bureau „Laffan" aus dem Haag wollte wissen, der holländische Ministerpräsident Kuyper habe mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Freiherrn von Richthofen und dem österreichischen Minister des Auswärtigen Grafen Goluchowski über einen **Vertrag zwischen Holland und dem Dreibunde** verhandelt. In einer seltsam sprunghaften Ideenverbindung hieß es dann weiter, es handele sich um die Erwerbung einer Kohlenstation durch Deutschland auf der Singapur gegenüberliegenden holländischen Insel Riouw und die Herstellung eines Hafens mit deutschem Gelde. Holland habe aber den Vorschlag abgelehnt, die genannte Insel zu befestigen. Wir können diese Meldung als vollkommen unbegründet bezeichnen. Schon der in ihr niedergelegte Gedankengang mußte jeden halbwegs aufmerksamen Leser auf ihre innere Unwahrscheinlichkeit hinweisen. Interesse kann die Nachricht nur erregen wegen der in ihr sich verrathenden Tendenz. Wenn in Holland irgendwo und irgendwelche Wünsche betreffs eines näheren Anschlusses an Deutschland vorhanden sind, bewegen sich dieselben lediglich auf volkswirthschaftlichem oder handelspolitischem Gebiete und haben vielleicht den Postverkehr zwischen den beiden Ländern oder die Handelsbeziehungen zwischen ihnen zum Gegenstande, aber nimmermehr politische Fragen, wie etwa den Anschluß Hollands an den Dreibund. Das Gegentheil glaubhaft erscheinen zu lassen, haben nur die Kreise ein Interesse, welche auf dieser Grundlage etwaige Wünsche in jener Richtung vereiteln möchten. In dieser Beziehung ist es nicht ohne Bedeutung, daß von London aus die falsche Haager Meldung bestätigt wird mit dem Bemerken, daß der geplante neue Hafen auf der Insel Riouw in Wettbewerb mit Singapur treten solle. Gleichzeitig dürfte die Lassan-Meldung dazu bestimmt sein, in Holland die Befürchtung neu zu beleben oder zu nähren, Deutschland beabsichtige über kurz oder lang Holland einfach „überzuschlucken". In einsichtigen holländischen Kreisen weiß man zwar längst, wie absolut grundlos eine solche Befürchtung ist, doch paßt die Aufrechterhaltung der Mär gewissen Leuten in ihrem gewissen Kram. Dem gegenüber betonen wir nochmals, daß die Eingangs erwähnte Meldung jeder Grundlage entbehrt.

Dem **aus seinem Amte scheidenden russischen Botschafter in London**, Baron de Staal, der, wie der „Telegraph" meldet, durch den jetzigen Botschafter in Kopenhagen, Graf Benckendorf, ersetzt werden soll, widmet das genannte Blatt folgende Würdigung seiner amtlichen Thätigkeit:

„Durch den bevorstehenden Rücktritt des Barons de Staal wird das Londoner diplomatische Corps seinen Doyen und eines seiner liebenswürdigsten Mitglieder verlieren. Im Jahre 1884, nachdem er in den Jahren 1871—1884 nacheinander in Stuttgart, München und Darmstadt Gesandter gewesen war, als Vertreter des Zaren an den Hof von St. James berufen, kam er zu einer Zeit nach England, als die Beziehungen zwischen diesem Lande und dem Staate, den er vertrat, aufs Aeußerste gespannt waren. Als im folgenden Jahre seine Ernennung zum russischen Botschafter in London erfolgte, drohte der Penjdeh-Zwischenfall kriegerische Verwickelungen zwischen Großbritannien und Rußland herbeizuführen. Doch wurde die Gefahr glücklich abgewendet, und während der 18 Jahre seiner amtlichen Thätigkeit war Baron de Staal fortgesetzt und sichtlich erfolgreich bemüht, die herzlichen Beziehungen zwischen den angelsächsischen und dem russischen Reiche wiederherzustellen und zu befestigen. Er hatte sich so in englische Verhältnisse und in die Wertschätzung Englands und der englischen Nation eingelebt, daß er, als einige Jahre später seine Versetzung auf einen anderen Botschafterposten in Frage kam, bat, in London bleiben zu dürfen. Seine eifrigen Bemühungen, die freundschaftlichen Beziehungen Rußlands zu England sicherzustellen und zu pflegen, gewannen ihm die Werthschätzung Lord Granville's und Lord Salisbury's. Sein Rücktritt wird daher nicht nur von den Mitgliedern des Londoner diplomatischen Corps,

---

Feuilleton.

Das Fräulein von Saint-Sauveur.

22] Roman von Gréville.

(Nachdruck verboten.)

Antoinette erinnerte sich an das bei der Dreschmaschine verunglückte Kind und die Bemühungen, denen sich Landry unterzogen, um es zu retten. Thränen schossen ihr in die Augen.

„Ehedem war der Geist der Frauen leer und beschränkt, oder nicht viel besser. Kleider, Klatschereien oder Liebeshändel nahmen den Theil der Zeit in Anspruch, den sie nicht dem Haushalt zu widmen hatten. Heutzutage lesen die jungen Mädchen; sie lesen sogar viel, wenn auch vielleicht nicht immer mit der erforderlichen Auswahl. Ich habe schon von vielen Müttern dieses übermäßige Lesen verurtheilen gehört, welches, wie sie sagen, die Phantasie entblättert und verwüstet ... Doch die Phantasie hat Schmetterlingsflügel; sie flattert überall hin und läßt sich nirgends dauernd nieder. Und was wäre so Schreckliches dabei, wenn die Phantasie der jungen Mädchen ein wenig umherflattern würde, bevor sie eine endgiltige Wahl trifft? So lange das Herz frei bleibt und keine äußerlichen Einwirkungen die Reinheit des Mädchenherzens berührt hat, kann die Phantasie keinerlei Unheil stiften. Ja, wenn sie von einem etwas romantischen Ausfluge ein wenig zerknittert zurückkehrt, wenn sie das Leben von einer häßlichen Seite kennen gelernt hat, so wird diese Erfahrung, vorausgesetzt natürlich, daß die moralische und materielle Reinheit völlig unangetastet blieben, sogar heilsam wirken, wenn sie auch der Eigenliebe eine schmerzliche Wunde schlug. Wird sich später das Herz geltend machen, so wird auch das Urtheil geschärfter und so mancher Ueberraschung vorgebeugt sein."

Den Kopf auf die Lehne gestützt, weinte Antoinette so leise vor sich hin, daß Frau Régnier es vielleicht nicht einmal merkte.

„Das Geheimniß des häuslichen Glücks ist in wenige Worte zu fassen", fuhr Frau Régnier mit ihrer sanften, eindringlichen Stimme zu sprechen fort; „man darf nicht zu jung heirathen und nur denjenigen zum Gatten erwählen, den man als den besten erkannt hat. Dann ist man gegen den Kampf mit dem Leben gewappnet. Freilich erfordert es Vergleiche, um den Besten zu erkennen. Doch wie Vergleiche anstellen, wenn man noch keine Gelegenheit hatte, ein selbstständiges Urtheil zu fällen?"

Im Salon war es inzwischen vollkommen finster geworden. Ein Diener trat mit einer brennenden Lampe ein, die er auf einen etwas entfernten Tisch stellte. Antoinette hatte sich auf ihrem niedrigen Sitz emporgerichtet und verharrte in kerzengerader Haltung.

„Glücklich wirst Du erst sein, mein Kind", schloß Frau Régnier, „wenn Du das Geheimniß des eigenen Herzens kennen wirst. Nicht jeder Frau ist es vergönnt, diese Erkenntniß frühzeitig zu haben. Danke Deinem Vater, der Dich weder zwingen, noch überreden wollte; wenn Dein Tag gekommen sein wird, wirst Du die Sonne der Liebe aufgehen sehen, und Dein Leben wird für alle Zeit erhellt bleiben. Ich habe Vertrauen in Deine Rechtschaffenheit und Deine Vernunft; ich weiß, daß Du glücklich sein wirst."

Das junge Mädchen drückte einen Kuß auf die Wange der alten Dame und blieb aufrecht vor ihr stehen.

„Sie haben mir da Dinge gesagt, die ich niemals vergessen werde", hub Antoinette nach einer Weile bewegten Tones an. „Doch wie weiß man, daß man sich nicht täuscht?"

„Du willst das große Geheimniß des Lebens der Frau kennen?" fragte Frau Régnier lächelnd. „Die Sache ist recht einfach. Man liebt den Mann, der unser Herr und Meister ist und sein wird, den Mann, vor dessen Tadel wir uns fürchten, und dem wir keinen Augenblick des Zweifels und des Kummers bereiten möchten."

„Des Zweifels!" begann Antoinette stolz. „Das will ich schon glauben! Und dennoch ..." Sie näherte sich in vertraulicher Haltung der Wittwe und fügte hinzu: „Wenn ein junges Mädchen beispielsweise daran gedacht hat, aus rein ... aus rein eingebildeten Gründen einen Mann heirathen zu können, was sich hernach als Unmöglichkeit erwies, dürfte nun dieses Mädchen einen anderen Mann heirathen, ohne ihn von den ersten flüchtigen Eindrücken in Kenntniß zu setzen?"

Frau Régnier strich mit der Hand wieder beruhigend ihr über das schöne, gewellte Haar und sprach:

„Wenn der glückliche Auserwählte würdig ist, geliebt zu werden, so muß er wissen, woran er sich zu halten habe. Man sagt, daß die Liebe blind sei; ich sage aber, daß sie sehr scharfblickend ist, namentlich bevor sie erwidert wird. Uebrigens glaube ich, daß eine Frau sich vor dem Manne, den sie liebt, nicht unnütz demüthigen soll, außer sie habe sich eines wirklichen Fehlers schuldig gemacht. So lange wie möglich muß man sich davor hüten, mein Kind, das Leben zu erschweren; es erschwert sich ohnehin genügend aus freien Stücken! Und wozu schließlich einem rechtschaffenen Manne, der nichts weiter verlangt, als glücklich zu sein, einen Floh ins Ohr setzen? Wozu? Wie wenn er sich eines Tages einbilden sollte, daß die ... eingebildete Flamme eine echte gewesen?"

„So käme das einer schweren Beleidigung gleich!" erklärte Antoinette sehr ernst.

„Nun siehst Du selbst! Später freilich, wenn man einander genauer kennt, kann man eher an die Sache gehen ..."

Die Thür wurde geöffnet, und Herr von Saint-Sauveur trat mit dem alten Baron Molly ein.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine Damen", sprach er mit den Augen zwinkernd; denn nach der auf der Straße herrschenden Dunkelheit war er von der Helligkeit im Salon geblendet; „ich wollte durchaus nicht kommen, allein mein trefflicher Freund hat mich getroffen, mich sozusagen beim Rockkragen genommen und hierher befördert, ungeachtet meiner Bemühungen ..."

„Sie sind immer willkommen", erwiderte Antoinette, dem Gaste entgegengehend. Sie hatte ihre Herrschaft über sich vollkommen zurückgewonnen, wenigstens äußerlich.

„Saint-Sauveur will mich sogar zum Diner zurückhalten; allein in meiner Toilette darf ich mir diese Freiheit schon gar nicht erlauben ... Ich sehe ja wie ein richtiger Herumstreicher aus."

„Wir nehmen Sie, wie Sie sind", versicherte das junge Mädchen. „Die Kutte macht nicht den Mönch, und für einen Herumstreicher sind Sie schließlich zu gut gekleidet."

Sie lachte bei den letzten Worten, und beim Anblick der leichten Röthe, die ihre zarten Wangen bedeckte, hätte Niemand vermuthen sollen, daß sie einige Minuten früher über die wichtigste Frage des Lebens verhandelt und strenge Einkehr in sich selbst gehalten hatte.

Sehr befriedigt ließ sich der Baron in der Nähe des Kamins in einen weichen Fauteuil nieder, und während er sich die mageren Waden wärmte, hielt er einen ausführlichen Vortrag über die Jagd, welchem der Marquis mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte. Um sieben Uhr fand sich Landry ein. Seitdem seine Pathin in Saint-Sauveur weilte, speiste er allabendlich dort. Kaum hatte der Baron ihn erblickt, als er sagte:

„Sie sind es, Villoy? Ich bin wirklich erfreut, Sie zu sehen! Wissen Sie schon? Landois ist seit heute Morgen Vater eines prächtigen Jungen ... Und wie steht es mit Lucifer? Ein herrliches Thier, was?"

„Da muß ich ja unserem Freunde Landois unsere Glückwünsche übermitteln", bemerkte der Marquis.

„Ich habe Lucifer in der letzten Zeit nur wenig geritten", gab der junge Mann zur Antwort. „Es hat mir an der nöthigen Muße gefehlt; doch habe ich mich schon überzeugt, daß er all die Lobsprüche verdient, die Sie ihm gespendet haben. Mein Onkel weiß es gleichfalls."

„Ich bin ein wenig zu schwer für ihn und habe ihn daher geschont", sagte der Marquis. „Allein er ist fromm und fügsam wie ein Lamm und überraschend klug."

„Wenn meine Base wollte, so würde ich ihn für sie abrichten", meinte Landry. „Ich bin im Stande, mich dem Spott meiner Leute auszusetzen und Lucifer so lange herumzuführen, bis er gelernt hat, eine Dame auf seinem Rücken zu tragen. Dann würde ich selbst nach Damenart im Sattel sitzen und beide Füße in eine Decke eingehüllt tragen."

„Sie sind zu gütig, lieber Vetter, und ich danke Ihnen", erwiderte Antoinette, ihn mit einem ungewohnt milden Ausdrucke der schönen Augen anblickend, der ihm nicht entging.

„Wenn Sie ihn vorher näher kennen lernen wollen, so können wir morgen früh mit meinem Onkel einen gemeinsamen Spazierritt unternehmen", wagte Landry vorzuschlagen, den diese Freundlichkeit fast eingeschüchtert hatte.

„Sehr gern", erwiderte der Marquis. „Ich muß ohnehin einige Fällen auf einem Pachthofe besichtigen, und da werden wir die günstige Gelegenheit benützen, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden."

„Sie werden sehen", versicherte der Baron, „wie prächtig Lucifer sich benehmen wird ..."

Ein Diener meldete, daß aufgetragen sei. Zwischen dem ersten und zweiten Gange schlug sich der unverbesserliche Schwätzer, der seinen ersten Hunger gestillt hatte, vor die Stirne und hub mit erneuter Lebhaftigkeit zu sprechen an:

„Ich wußte ja, daß ich Ihnen eine Neuigkeit zu vermelden hätte, und die habe ich bisher ganz vergessen! Eine große, unverhoffte Neuigkeit! Aus der Heirath des Fräuleins Yolande von Tournelles ist nichts geworden."

Die Tischgäste blickten einander erstaunt an.

„Nichts, absolut nichts!" fuhr der Baron fort. „Der junge Mann hat es mir heute morgen selbst gesagt. Ich traf ihn vor dem Thore des Notars der Frau von Tournelles an, und dort erzählte er mir Alles. Wie Sie alle wissen dürften, meine Herrschaften, hatte ihn Fräulein Yolande nach allen Regeln der Kunst gekapert und am Seile geführt, als wäre er ein Hampelmann gewesen; sie war entschlossen, ihn mit all ihren — selbstverständlich materiellen — Vorzügen zu heirathen, was sie ihm aber natürlich nicht sagte. Nun wurde Herr Jehan von Olivettes zu dem Notar berufen, um daselbst den Heirathscontract zu unterschreiben. Beim Notar wurde der glückliche Bräutigam über seine Vermögensverhältnisse befragt, die recht bescheidene genannt werden müssen, und dort erfuhr er auch, von welch edlen Absichten seine Verlobte beseelt sei. **Da that er nun etwas, womit er sich meine Achtung wieder**